

Aus den Mitteilungen 1-2005:

Beate Kellner

Leistungssteigerung durch Effizienz?*

Profile der Mediävistik im Wandel

I

Dem Credo, die Universität von unmittelbaren gesellschaftlichen Zumutungen zu entlasten, standen stets konkrete ökonomische und politische Zwänge gegenüber, denn auf der einen Seite wurden und werden dem akademischen Milieu Freiräume von politischen und ökonomischen Funktionalisierungen zugestanden, und auf der anderen Seite soll die Wissenschaft bedeutsame Erkenntnisse für Gesellschaft, Staat und Wirtschaft erbringen. Doch gerade in Zeiten knapper Haushaltskassen wird – zu Recht – die Verpflichtung mehr und mehr betont, über das gesellschaftlich finanzierte Rechenschaft abzulegen: Immer lauter wird der Appell, die Universitäten müssten sich rüsten für den globalen Wettbewerb, sie müssten dafür ihre Leistung steigern im Sinne von mehr Effizienz. Doch kann, so ist wiederum auf der anderen Seite zu fragen, wissenschaftliche Qualität durch von politischer Seite des öfteren initiierte, am Parameter der Effizienz orientierte Strukturmaßnahmen (wie Zentrenbildungen, Fusionierungen etc.) herbeigeführt werden? Lässt sich Exzellenz über Effizienz organisieren und steigern? In ihrem Kern bedarf jene der Kreativität, die ihrerseits in aller Regel nicht aus Hektik, Beschleunigung und dem Anspruchskorsett von Politik und Wirtschaft erwächst, sondern eher aus den Freiräumen wissenschaftlichen Arbeitens. Ohne wissenschaftliche Kreativität aber wird es kaum Leistungssteigerungen geben.

Die skizzierte »Spannungsbalance«² der Institution Universität zwischen universitärer Autonomie und gesellschaftlichen Ansprüchen, zwischen Grundlagenforschung und anwendungsbezogenem Wissen, zwischen Bildung in umfassendem Sinn und Ausbildung als Vorbereitung auf den Beruf lässt sich als konstitutiv für das beschreiben, was man die »Idee der Universität« genannt hat. Es handelt sich, so kann man im Anschluss an Konzepte aus der Institutionenanalyse formulieren, um eine jener Fiktionen, welche sich mit dem Institutionellen verbinden, um ihren Bestand im Sinne von Leitideen und Leitdifferenzen zu sichern. Diesen kommen als Fiktionen durchaus konkrete Auswirkungen auf die Realität zu und man könnte wiederum im Anschluss an die Institutionentheorie von der »realitätsschaffende[n] Macht institutioneller ›Fiktione« sprechen.³ Institutionen bleiben danach nur solange funktionsfähig, wie sie sich als Verkörperungen dieser Leitideen verstehen und ihre Symbolisierungen wie auch ihr instrumentelles Handeln daran ausrichten. Umgekehrt ist der Effekt einer Destabilisierung zu erwarten, wenn sie auf ihre durch Fiktionen geprägten *Leitideen* verzichten.

Dies wäre *eine* mögliche Erklärung dafür, warum die in der preußischen Hochschulreform verankerten Leitideen der Universität⁴, vor allem die Vorstellungen von einer staatlich organisierten Wissenschaftsautonomie und damit einer zweckfreien Suche nach Wahrheit, aber auch jene einer Einheit von Forschung und Lehre und einer Einheit von Wissenschaft und Bildung 200 Jahre lang wichtige Bezugspunkte in Reformdiskussionen blieben – und zwar ungeachtet der Tatsache, dass ihre Verwirklichung sich schon angesichts der Modernisierungsschübe des 19. Jahrhunderts und der damit verbundenen gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen immer wieder als illusionär erwies.

So berief man sich noch in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts – in ganz unterschiedlichen politischen Lagern – auf diese Leitideen der Universität. Die Kontinuität in den jeweiligen Argumentationen zeigt sich zum Beispiel, wenn Karl Jaspers 1961 in modifizierter Form an seine Ausführungen zur »Idee der Universität« anschließt, welche 1923 erschienen waren und 1946 neu aufgelegt wurden: »Entweder gelingt die Erhaltung der deutschen Universität durch Wiedergeburt der Idee im Entschluß zur Verwirklichung einer neuen Organisationsgestalt, oder sie findet ihr Ende im

* Für die vielfachen und konstruktiven Diskussionen zu diesem Beitrag danke ich Dr. Tobias Bulang, Prof. Dr. Claudia Stockinger und Prof. Dr. Peter Strohschneider sehr herzlich.

² Ich greife den Terminus aus der Institutionentheorie auf: Vgl. Karl-Siegbert Rehberg: „Weltrepräsentanz und Verkörperung, institutionelle Analyse und Symboltheorien – Eine Einführung in systematischer Absicht“, in: *Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart*. Hg. Gert Melville. Köln/Weimar/Wien 2001, S. 3-49, hier S. 13-17.

³ Vgl. ders.: „Die stabilisierende ‚Fiktionalität‘ von Präsenz und Dauer, institutionelle Analyse und historische Forschung“, in: *Institutionen und Ereignis. Über historische Praktiken und Vorstellungen gesellschaftlichen Ordens*. Hg. Reinhard Blänkner / Bernhard Jussen. Göttingen 1998 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 138), S. 381-407, hier S. 407; vgl. dazu Wolfgang Eßbach: „Die Universität als institutionelle Fiktion. Zugang und Mitbestimmung“, in: *Kunst, Macht und Institution. Studien zur Philosophischen Anthropologie, soziologischen Theorie und Kulturosoziologie der Moderne. FS für Karl-Siegbert Rehberg*. Frankfurt/M./New York 2003, S. 402-418, hier S. 402.

⁴ Vgl. dazu etwa: Ernst Anrich (Hg.): *Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus*. Darmstadt 1956; ders.: *Die Idee der Deutschen Universität und die Reform der deutschen Universitäten*. Darmstadt 1960.

Funktionalismus riesiger Schul- und Ausbildungsanstalten für wissenschaftlich-technische Fachkräfte«. ⁵ Der Fortbestand der deutschen Universitäten als Universitäten wird hier ebenso an die *Ideen* Humboldtscher Prägung geknüpft wie in Helmut Schelskys Universitätsbuch mit dem bezeichnenden Titel *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen* (1963) oder in den Programmschriften des SDS (des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes). ⁶ Jürgen Habermas betont 1987, dass die Hochschulen ihre verschiedenen, widersprüchlichen Funktionen, in welchen sich die Spannung zwischen Universität und Gesellschaft immer wieder zum Ausdruck gebracht hat, nur über die *Idee* einer Universität, welcher der Charakter einer Lebensform zukomme, integrieren könnten. ⁷

Obleich diese Leitvorstellungen auch in den heutigen Debatten noch eine Rolle spielen ⁸, ist doch die Frage offen, ob innerhalb der Universität und von wissenschaftspolitischer Seite weiterhin an den genannten institutionellen Fiktionen oder deren Transformationen festgehalten werden soll, oder ob sich die Universitäten in verschiedene Teilsysteme – wie jenes der Forschung und der Lehre – auseinander differenzieren und sich im Verzicht auf die genannten institutionellen Leitdifferenzen primär funktionalistisch als Organisationen begreifen. Aufgrund seiner Erfahrungen mit der Bielefelder Universität kam Niklas Luhmann zu eben jenem eher ernüchternden Schluss: »Das Soziotop Universität hat gegen Institution und für Organisation optiert.« ⁹ Die skizzierten spannungsvollen Verklammerungen verschiedener, einander widerstreitender Funktionen ließen sich auflösen, wenn die Universität sich funktionalistisch als Körperschaft versteht, welche Ausbildung und Massenausbildung, Nachwuchsförderung und Forschung in verschiedene Teilbereiche ausdifferenziert.

II

Nun sind es nicht nur die durch die derzeit angespannte Wirtschafts- und Haushaltslage leeren Kassen, die immer wieder neu vorgelegten Sparpläne und Kürzungsbeschlüsse, welche eine Entwicklung in diese Richtung befördern. Ein tiefgreifender Wandel zeichnet sich vielmehr durch eine bestimmte Form des Denkens ab, die sich auf das – übrigens als Notwendigkeit weithin akzeptierte – Sparen gewissermaßen aufpfropft: Dieses Denken könnte man als *ökonomisches Kalkül* etikettieren oder als *Diktat des Ökonomischen*. Zweifellos bezieht es seine Legitimität aus der Unumgänglichkeit des Sparens, doch macht es aus ökonomischen Prinzipien und Praxen auch Leitkategorien der Wissenschaft. Pointiert könnte man von einer Ökonomisierung sprechen ¹⁰, welcher eine Tendenz zur Nivellierung jener Leitdifferenzen innewohnt, die ich eingangs als konstitutiv für die Universität herausgestellt habe.

Zu diesem ökonomischen Diskurs gehört ein Verständnis von Universitäten, welches diese als Dienstleistungsunternehmen erscheinen lässt. Bezeichnend ist, dass selbst die aktuelle Diskussion um Eliteuniversitäten, bei der man unterstellen darf, dass sie vor allem an Exzellenz orientiert ist, nicht zuletzt im Blick auf unternehmerische Organisationsstrukturen geführt wird. Dies zeigen etwa die jüngsten Diskussionen um das Zustandekommen einer *University of Munich* in einer *Holding* einmal mehr. Den aktuellen Berichterstattungen zufolge verspricht sich die bayerische Staatsregierung von der Realisierung dieser *Holding* u.a. die bessere Ausnutzung von Ressourcen und damit eine besondere Steigerung der Effizienz. ¹¹

Zur Universität als Dienstleistungsunternehmen, als *Holding*, gehört die Vorstellung von Professorinnen und Professoren als *Wissenschaftsmanagern* ein Berufsbild, das sich neben dem *Wissenschaftler* ausdifferenziert. In diesen Kontext ist auch die leistungsbezogene Professorenbesoldung einzuordnen. Hieran kann man die beiden Aspekte, den Sparzwang einerseits und das ökonomische Kalkül andererseits, noch einmal analytisch auseinander legen, denn ganz offensichtlich handelt es sich mit der Absenkung der Grundgehälter und vor allem auch der Altersbezüge zunächst einmal um eine Sparmaßnahme, doch zum zweiten könnte diese über das Instrument der Leistungsbezüge das Ethos der Wissenschaftler verändern: Von politischer Seite wird mit jenen die Hoffnung auf mehr Effizienz und Leistungssteigerung verbunden, doch ist auch zu vermuten, dass ökonomische Erwägungen vielfach die Planung der wissenschaftlichen Vorhaben und die Beteiligung in der

⁵ Karl Jaspers / Kurt Rossmann: *Die Idee der Universität*. Berlin 1961, S. 36.

⁶ Wolfgang Iltis / Uta Gerhardt / Claus Offe / Ulrich K. Peuß: *Hochschule in der Demokratie. Kritische Beiträge zur Erbschaft und Reform der deutschen Universität*. Berlin 1965.

⁷ Jürgen Habermas: „Die Idee der Universität – Lernprozesse“, in: Ders.: *Eine Art Schadensabwicklung. Kleine politische Schriften VI*. Frankfurt/M. 1987, S. 71-99.

⁸ Vgl. z.B. Peter J. Brenner: „Die Idee der Universität. Eine Streitschrift“, in: *Forschung und Lehre* 8/2004, S. 428-430; Hartmut Schiedermaier: „Wissenschaft im Dienst am Menschen. Über Ökonomisierung, die Wissenschaft und das Glück“, in: *Forschung und Lehre* 5/2004, S. 250-252.

⁹ Niklas Luhmann: „Die Universität als organisierte Institution“, in: *Universität als Milieu. Kleine Schriften*. Hg. André Kieserling. Bielefeld 1992, S. 90-99, hier S. 98.

¹⁰ Vgl. u.a. auch die Artikel zum Thema „Ökonomisierung“, in: *Forschung und Lehre* 7/2004, S. 358-370; sowie zum Thema „Geld oder Geist“, in: Ebd. 1/2002, S. 6-16.

¹¹ Vgl. *Süddeutsche Zeitung*, 14.9.2004, S. 1.: *Münchener Universitäten sollen fusionieren*; vgl. dazu den Rektor der LMU München, Professor Dr. Bernd Huber: »Die Fusion wird kein einziges Problem lösen. Sie wird uns im Gegenteil im internationalen Wettbewerb zurückwerfen, weil wir auf Jahre damit beschäftigt wären, sie zu verdauen.« Zitat aus dem Artikel „Fusionitis“, in: *Forschung und Lehre* 10/2004, S. 535.

Selbstverwaltung leiten werden: Man investiert die Arbeit vor allem in jene Bereiche, in denen finanzielle Belohnungen in Form von Leistungszulagen locken. Indem bestimmte – gut quantifizierbare – Sektoren mehr, andere aber weniger prämiert werden, steht ein Instrument der Steuerung zur Verfügung, welches das Engagement in Lehre, Forschung und Selbstverwaltung über ökonomische Parameter lenkt.

Zu bedenken ist auch, dass sich über die Besoldung neue Hierarchisierungen der Fächer sozusagen entlang der Professorengehälter etablieren könnten. Dass dies zu einer erneuten Abwertung der Geisteswissenschaften führen wird, erscheint nicht unwahrscheinlich.

Zum Bild der Wissenschaftler als Wissenschaftsmanager im Dienstleistungsunternehmen Universität gehört komplementär jenes von Studierenden als Kunden. Deren Betreuung lässt sich dementsprechend als Form der Kundenorientierung sehen, was wiederum bedeutet, dass der Wettbewerb um die besten und vor allem auch um die meisten Studierenden florieren soll. Dafür ist Werbung erforderlich, Werbung um jene Kunden alias Studenten, und Werbung für die jeweiligen Universitäten und ihre Produkte, unter denen man – mit einiger Anstrengung – die Ergebnisse aus Lehre und Forschung verstehen kann. Hier sind wie überall in der Werbung griffige Slogans gefragt.

So wirbt die Universität Rostock – zwischen Geographie und Karriere spielend – mit den beiden Wörtern »Oben angekommen«, wozu in einem Werbespot eine junge Frau mit Brille am Meer sitzend dargestellt wird. Und so möchte die Universität Hamburg ihre Weltoffenheit und Interdisziplinarität mit dem Spruch »Tor zur Welt der Wissenschaft« betonen, und so heißt es an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen »Zukunft beginnt bei uns«. Internetrecherchen zeigen – wenig überraschend –, dass die Begriffe *Zukunft* und *Innovation* besondere Konjunktur haben. Marketingexperten, wie jene vom CHE (Centrum für Hochschulentwicklung) in Gütersloh, wollen neue Strategien entwickeln, um die Zielgruppe der prospektiven Studierenden zu erreichen.¹²

Im Zusammenhang mit dem Reden über mehr Effizienz wird allenthalben eine Kultur der Werbung und der Slogans sichtbar, des Anpreisens universitärer Dienstleistungen. Es ist nicht unerheblich, dass sich diese Strategien auf die Politik berufen können: Auch die Bundesforschungsministerin Edelgard Bulmahn wirbt mit griffigen Sprüchen, zum Beispiel mit dem Slogan »Brain up! Deutschland sucht seine Spitzenuniversitäten« für ihre Vorstellungen von Elitehochschulen.¹³ Die Nähe dieses Spruches zum populären RTL-Unternehmen und zu Dieter Bohlen mag unfreiwillig sein.

Folgerichtig haben sich in diesem Denken Wissenschaft und Lehre am Markt zu orientieren. Auch die Einführung von Studiengebühren liegt in der Konsequenz dieser – hier skizzierten – Ökonomisierung. Das gesamte System ist – folgt man der ökonomischen Logik – auf die Steigerung von Effizienz und Effektivität angelegt. Zunächst ist zu konstatieren, dass es sich hier um Abstraktionen handelt, die nichts mit den Inhalten der Universität zu tun haben: In ökonomischen und technischen Zusammenhängen, in denen der Begriff seinen eigentlichen Ort hat, meint Effizienz schlicht den Grad der Wirksamkeit einer Maschine oder eines Betriebssystems und im weiteren Sinne das Verhältnis von Mitteleinsatz und Zielerreichung. Mit möglichst geringen Mitteln sollen maximale Erträge erzielt werden, z.B. eine möglichst große Produktmenge mit minimalen Kosten.¹⁴ Für die Bestimmung der Effizienz ist es dabei zwingend erforderlich, mit gut mess- und vergleichbaren Größen zu operieren. Steigerungen der Effizienz ergeben sich, wenn die Erträge sich bei gleichem Input erhöhen, was über Beschleunigung, Optimierung der Produktionsabläufe, Struktur- und Organisationsmaßnahmen erreicht werden kann.

Diese handfesten, ganz der Technik und ökonomischen Praktiken entnommenen Vorstellungen erscheinen im Blick auf Prozesse des wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns als ebenso unpassend und unterkomplex wie im Blick auf die universitäre Vermittlung von Lehrinhalten. Allenfalls lässt sich ein Ausschnitt aus Forschung und Lehre über jene erfassen, wie etwa der Output an Publikationen oder die Höhe der Drittmittel in der Forschung und in der Lehre die Zahl der Absolventen im Verhältnis zu den Anfängern sowie die Dauer des Studiums. Komplexere Zusammenhänge können kaum über solche Quotienten gemessen werden. Sie entziehen sich gerade den mit dem Effizienzbegriff verbundenen mechanistischen Erwartungen. Umso erstaunlicher ist die Konjunktur dieser Schlagwörter in den öffentlichen Debatten über die Universitäten, das Phänomen lässt sich wohl nur aus der größeren Tendenz der hier beschriebenen Ökonomisierung verstehen. Effizienz und Effektivität sind jedenfalls zu Schlüsselbegriffen der Reformdiskussionen avanciert.

Die Dringlichkeit, in den Universitäten die Leistung über mehr Effizienz zu steigern, wird hier immer wieder betont. Erst kürzlich wurden Effizienz und Effektivität des tertiären Bildungssektors in Deutschland von der in den öffentlichen Debatten an Einfluss gewinnenden OECD wieder kritisiert: Bemängelt wurden – unter Effizienzkriterien – insbesondere die langen Studienzeiten und die hohen Studienabbrecherzahlen sowie die ver-

¹² Vgl. Patrick Honecker: „Dr. Phrasendrescher. An den Universitäten hat der Wettbewerb um die Studenten begonnen, in Sachen Eigenwerbung müssen die Hochschulen aber noch viel dazulernen“, in: *Die Zeit*, Nr. 41, 30.9.2004, S. 96.

¹³ Weitere Beispiele bei Peter J. Brenner: *Die Idee der Universität ...* (wie Anm. 7), S. 429.

¹⁴ Vgl. etwa Erwin Dichtl / Otmar Issing (Hgg.): *Vahlens Großes Wirtschaftslexikon*. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Bd. 1: A-K. München 1987, S. 493f. Alltagssprachlich werden *Effizienz* und *Effektivität* häufig als Synonyme verwendet. Im strikten Sinne bezieht sich *Effektivität* eher auf die Zielgröße, meint also den tatsächlich erreichten Output.

gleichsweise geringe Innovativität von Zukunftsbranchen (wie Informations- und Biotechnologie) in Deutschland. Diese wiederum wurde an der Anzahl der Patente im Ländervergleich bemessen.

Um die Effizienz der Hochschulen zu erhöhen, wird in dem Bericht der OECD vom August des Jahres 2004 für mehr Wettbewerb zwischen den Hochschulen plädiert, für erfolgsorientierte Vergabe von Finanzmitteln. Weiter wird u.a. empfohlen, die Studierenden sollten als Kunden des Dienstleistungsunternehmens Universität betrachtet werden und daher auch Studiengebühren bezahlen.¹⁵ Die Ökonomisierung, deren Tendenzen ich zu beschreiben versuche, findet man hier geradezu unter den Leitbegriffen von Effizienz und Effektivität gebündelt. Bezeichnend erscheint, dass jene sowohl im Blick auf universitäre Lehre wie Forschung primär in Parametern der Quantität angesprochen werden: Dauer des Studiums, Zahl der Abbrecher, Zahl der Patente.

Große Effizienzgewinne verspricht man sich vor allem auch durch die Differenzierung der Einheit von Forschung und Lehre¹⁶, was eine Aufspaltung der universitären Berufsfelder in Hochschullehrer und Forschungsprofessoren zur Folge haben könnte. Die Konzentration der Forschung an wenigen Zentren, den Eliteuniversitäten, und die Funktionalisierung der meisten Universitäten als Lehrbetriebe, in denen die Ausbildung zu organisieren und zu bewältigen sei, läge in der Konsequenz dieser Entwicklungen, welche die Unterschiede zwischen Universitäten und Fachhochschulen in den meisten Fällen noch weiter einebnen würden.¹⁷ In den gleichen Zusammenhang gehört die Ausweitung des Begriffs Universität für höhere Schulen verschiedener Art sowie die Etablierung von immer mehr Studiengängen mit nur noch sehr schwachem Wissenschaftsbezug, dafür aber modischen, viel versprechenden Titeln.¹⁸

Mehr Effizienz erwartet man gerade auch von der Einführung der gestuften Studiengänge, welche mehr Studenten anlocken, das Studium beschleunigen, die Zahl der Abbrecher verringern sowie die Berufsqualifizierung und die Mobilität im Horizont eines einheitlichen europäischen Bildungsraumes erhöhen sollen. Hier wird ein Zusammenhang zwischen Beschleunigung und Erfolg respektive Konkurrenzfähigkeit konstruiert oder angenommen. Die Attraktivität der neuen Studiengänge soll sich dabei insbesondere über Praxisorientierung erhöhen. In unseren Fächern gelingt es allerdings oft nur durch einige Verdrehungen, solche Praxisbezüge herzustellen und Absatzmärkte für Studierende ausfindig zu machen. B.A.-M.A.-Studiengänge wie jener des *Kulturwirts*, der aus einer Kreuzung zwischen Kultur- und Wirtschaftswissenschaften etwa an der Universität Essen-Duisburg etabliert worden ist, zeigen eher die Simulation eines Berufsbedarfs als tatsächliche Marktlücken. Die Vorstellung, man könnte durch die neuen Studiengänge höhere Berufsqualifizierungen im Sinne von Anpassungen an den Markt erreichen, wäre auch deshalb kühn, weil es immer schwerer wird vorherzusagen, in welche Richtungen die rasant sich verändernde und tiefgreifend umstrukturierende globalisierte Wirtschaftswelt sich bewegt.

Vernünftiger erscheint hier jene Orientierung, die im rezenten OECD-Bericht vom September 2004 vorgenommen wird. Hier ist von einem Paradigmenwechsel im tertiären Bildungsbereich die Rede, gemeint ist der notwendige Wandel von einer traditionellen Ausbildung, die den jeweils gegenwärtigen Stellen- und Qualifikationsbedarf des Arbeitsmarktes zu bedienen versucht, zur »Investition in die weiterführende Bildung junger Menschen um diese zu befähigen den wirtschaftlichen und sozialen Wandel der Gesellschaft aktiv zu gestalten.«¹⁹ Unter dieser – nicht im unmittelbaren Sinne an bestimmten Berufspraxen orientierten – Perspektive könnten Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer durchaus gefragt sein und sie sind es bereits.

Schließlich gehören auch Qualitätsmanagement, Akkreditierung und Evaluation in den Zusammenhang von Steigerung und Sicherung der Effizienz von Forschung und Lehre, weshalb sie in diesem Rahmen kurz angesprochen werden sollen. Grundsätzlich erscheint der Anspruch, in Formen der universitären Selbst- oder auch der Fremdbeobachtung zu kontrollieren, für welche Ziele und wie die öffentlichen Mittel eingesetzt werden, als vernünftig und berechtigt. Doch gilt es auch zu bedenken, dass die Prozesse der Evaluierung von Lehre und Forschung in hohem Maße Arbeit binden, und dass eben diese Arbeitszeit den Kernbereichen, Forschung, Lehre und universitäre Selbstverwaltung, entzogen wird, setzt man nicht voraus, dass sich individuelle Arbeitszeit ins Unendliche steigern lässt. Die Stimmen mehren sich daher, die im Controlling, welches seinerseits in der Art einer Spirale wieder nach Instanzen der Beobachtung von Beobachtung verlangt, nur bedingt ein Mittel

¹⁵ Vgl. die OECD-Studie vom August 2004, <http://www.oecd.org/home/>.

¹⁶ Die Folgen einer solchen Ausdifferenzierung wären für die einzelnen Fächer je gesondert abzuschätzen.

¹⁷ Grundlegend zu den Notwendigkeiten, zwischen Universitäten und Fachhochschulen zu differenzieren, nach wie vor Werner Hofmann: „Die Krise der Universität (1967)“, in: Ders.: *Universität, Ideologie, Gesellschaft: Beiträge zur Wissenschaftssoziologie*. Frankfurt/M. 1968, S. 9-34.

¹⁸ Vgl. dazu etwa die Analyse von Jürgen Kaube: „Jodeldiplom. Jeden Tag ein neues Fach an deutschen Universitäten“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (19.09.02), S. 37.

¹⁹ Vgl. *Education at a Glance 2004. OECD Briefing Notes for Germany*, 14.09.04, <http://www.oecd.org/home/>.

zur Verbesserung der Qualität sehen, durchaus aber auch Gefahren des Verschleißes von Ressourcen und der Drosselung von Effizienzen.²⁰

Welch enorme personelle und sachliche Kosten das Controlling verschlingt, wird erst sichtbar, wenn es in die Hände von privaten Agenturen gelegt wird, was nun im Zusammenhang der derzeitigen Studienreformen geschieht. Man muss sich vor Augen führen, dass die Akkreditierung eines Studienganges zwischen 6500 und 13000 Euro kostet, dass es damit kein einmaliges Bewenden hat, sondern dass sich diese Kosten in Abständen von drei bis fünf Jahren weiter steigern. Ein chronisch unterfinanziertes System wie die Hochschulen leistet sich also hohe zusätzliche Akkreditierungsausgaben.²¹ Gerade hier wird deutlich, dass sich ein Verständnis von Universitäten als Dienstleistungsunternehmen mit Qualitätsmanagement und Steigerung ihrer Effizienz gewissermaßen selbst einholt, denn das ökonomische Kalkül kann nur aufgehen, wenn auch mehr investiert wird, wenn Effizienz und Qualität als input- und output-Relation gesehen und behandelt werden. Faktisch stehen aber Sparmaßnahmen und das gleichzeitige Anwachsen des Betriebes den Forderungen nach mehr Effizienz gegenüber.

III

Man könnte in der beschriebenen Ökonomisierung, für die das Reden über Effizienz und Effektivität zentral ist, nicht mehr als eine bloße Umetikettierung sehen, welche das Bestehende nur mit anderen Worten benennt, Worthülsen, welche die Institution Universität nicht wirklich berühren. Doch ist nicht zu unterschätzen, dass jene Semantik – konzediert man eine Verkoppelung von Semantik und Gesellschaftsstruktur²², einen Wandel anzeigt und befördert. Die im Bereich von universitären Organisationsstrukturen durchaus vernünftige Ökonomisierung zielt letztlich auch auf die Entfernung von Aspekten der Universität, welche dem Betrieb und dem Markt fremd sind. Mittelbar könnten dies Auswirkungen auf die Inhalte, auf das Verständnis von Erkenntnis, Wissen und Wissenschaft haben und damit auch die Nivellierung jener Leitdifferenzen befördern, welche die Institution Universität als Teilsystem der Gesellschaft bislang bestimmten.

Damit würden die Universitäten als Teilsystem der Gesellschaft verlieren, was sie stets ausgezeichnet hat, was sie von anderen Teilsystemen funktional differenziert. Dass es – auch in einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaftsstruktur – zu Überschneidungen zwischen verschiedenen Teilsystemen kommt und kommen muss, versteht sich.²³ Doch ein Teilsystem bleibt nur solange erkennbar und als solches erhalten, wie es seinen eigenen Code nicht verliert.²⁴

Die Risiken dieser Entwicklungen für die Geistes- und Sozialwissenschaften liegen auf der Hand. Ihre besonderen Leistungen, die Arbeit am kulturellen Gedächtnis, die Bewahrung und Deutung der Traditionen, aktueller und vergangener Geschichtsprozesse, Menschenbilder und Wissensordnungen, lassen sich nicht unmittelbar in Effizienz beziffern und zeitigen kaum direkt verwertbare Ergebnisse für die Wirtschaft. Gerade auf die Geistes- und Sozialwissenschaften lassen sich die beschriebenen ökonomischen Kalküle – gewissermaßen nur mit Gewalt – übertragen. Unter Erwägungen der Relationen von Kosten und Nutzen werden sie gegenüber den Ingenieurwissenschaften stets verlieren. Hier konkurrieren zu wollen, indem man – über die bloßen Schlagworte von Effizienz und Effektivität oder durch die Simulation von Orientierungen am Markt – auch die eigenen Nützlichkeiten unterstreicht, verspricht kaum Vorteile im Kampf um die knappen Ressourcen.

Im Gegenteil sind – und dafür möchte ich werben – gerade angesichts der Ökonomisierung und Beschleunigung aller Lebensbereiche, die Spezifika unserer Fächer herauszustellen, ihre Leitdifferenzen. Die Rolle der Mediävistik könnte man hier als Arbeit am Langzeitgedächtnis unserer Zivilisation verstehen, welche im Maße ihrer zunehmenden Beschleunigung und Ausdifferenzierung auch auf Formen historischer Reflexion, Orientierung und Selbstverständigung angewiesen ist. Geltungsverluste und Kürzungen in unseren Fächern wirken sich gesellschaftlich dabei vor allem langfristig aus: In den Dimensionierungen des kulturellen Gedächtnisses, im Verständnis von geschichtlichen Prozessen, in der Begegnung von Kulturen sowie in den Prozessen ihrer

²⁰ Vgl. etwa die satirischen Ausführungen Wolfgang Kemps, welcher auch besonders das britische Evaluierungssystem unter die Lupe nimmt: Wolfgang Kemp: „Die Selbstfesselung der deutschen Universität. Eine Evaluation“, in: *Forschung und Lehre* 6/2004, S. 312-315; vgl. dazu die ungekürzte Fassung, in: *Merkur* 4/2004; vgl. auch die Beiträge in: *Forschung und Lehre* 10/2004, S. 543-556; darin auch die kritische Stellungnahme von Reinhard Stockmann zum Beitrag von Wolfgang Kemp, der »die Begriffe Evaluation, Akkreditierung, Kontrolle, Review, Begutachtung wild durcheinander« werfe in: Ebd., S. 568.

²¹ Vgl. die Zahlen in dem Artikel „Ranking statt Akkreditierung?“, in: *Forschung und Lehre* 10/2004, S. 548f. Auch wenn sich die Kosten durch so genannte Clusterakkreditierung, d.h. die gemeinsame Akkreditierung der Studiengänge einer Fakultät, einer Fakultätengruppe und idealiter einer Hochschule dämpfen und die Verfahren der Akkreditierung vereinfachen lassen, bleibt das Finanzvolumen enorm. Vgl. Charlotte Schubert: „Clusterakkreditierung. Übersichtliche Regelwerke und durchsichtige Verhältnisse“, in: *Forschung und Lehre* 10/2004, S. 555.

²² Vgl. Niklas Luhmann: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Bd. 1. Frankfurt/Main 1980.

²³ Systemtheoretisch gesehen könnte man diese als *Interpenetrationen* verstehen. Vgl. dazu Niklas Luhmann: „Interpenetrationen – Zum Verhältnis personaler und sozialer Systeme“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 6 (1977), S. 62-76.

²⁴ Die skizzierten Tendenzen lassen sich dabei als Teil einer Ökonomisierung nahezu aller Lebensbereiche verstehen. Vgl. etwa die aktuellen Entwicklungen im Gesundheitswesen.

Integration und Desintegration, in den anthropologischen Entwürfen, in der Verschiebung von Normen und Werten, in der Beurteilung und im Verständnis von gesellschaftlichen und damit auch politischen Prozessen.

Versucht man gegenzusteuern gegen die – der Ökonomie entlehnten – Schlagwörter, könnte man Umsicht und Genauigkeit gegen Beschleunigung betonen²⁵, könnte man die Notwendigkeit akzentuieren, sich Zeit zu nehmen für das kritische Abwägen verschiedener Perspektiven, könnte man Umwege und Irrtümer nicht nur als Risiken, sondern auch als Chancen der Kreativität verstehen und einplanen, könnte man in Forschung und Lehre auf den Freiräumen akademischen Arbeitens bestehen, und könnte man – gerade auch bei der Konzeption der neuen gestuften Studiengänge – den Anspruch vertreten, Bildung und Ausbildung auch in Zukunft zu verbinden.

IV

In eben diesem Sinne sind die einzelnen Fächer angesichts der Herausforderung durch die Bachelor-Master-Studiengänge gefragt, sich zu positionieren und ihre Kerninhalte zu bestimmen. Die kürzere Studienzeit bis zum B.A. verlangt eine Reduktion des Stoffs, die Modularisierung und die Einführung des Creditpoint Systems erfordern erhebliche Umstrukturierungen des Studienverlaufs. In dieser Situation ist – möglichst über die einzelne Universität, das einzelne Bundesland und die nationalen Grenzen hinaus – festzulegen und damit auch zu bewahren, was für unsere (Teil-)Disziplin, die germanistische Mediävistik, als unverzichtbar gilt. Dass darin auch ein Akt der Disziplinierung und Klärung liegt, könnte eine Chance bedeuten.

Zu bestimmen sind nicht nur die Inhalte des Faches und damit verbunden das Sachwissen, sondern auch und gerade die Kompetenzen, die wir vermitteln wollen. Dabei ist insbesondere das Verständnis der Mediävistik als Philologie im engeren Sinne oder als Kulturwissenschaft im weiteren Sinne zu tarieren. Betrachtet man die kulturwissenschaftlichen Orientierungen der Mediävistik in den 90er Jahren, so lassen sie sich etwa unter den Stichworten *Historische und Literarische Anthropologie*, *New Philology*, *Textualität*, *Medien- und Kommunikationstheorie*, *Performativität*, *Text und Kultur* respektive *Text-Kontext-Relationen*, *Wissensgeschichte* im Sinne der diskursanalytischen Rekonstruktion von mittelalterlichen Ordnungen des Wissens, programmatische Interkulturalität und Interdisziplinarität vergegenwärtigen.²⁶ Bei einer solchen Revue wird nicht nur ersichtlich, wie sehr sich die Trends überlagern, sondern auch, dass ihnen allermeist eine Tendenz zur Überschreitung innewohnt, zur Ausweitung der Gegenstandsbereiche über die Literatur hinaus, zur Überschreitung des Literatur- und Textbegriffs auf das Verhältnis verschiedener Zeichenordnungen und Kommunikationsformen sowie eine Überschreitung der Disziplin hin zur Interdisziplinarität.

Gerade gegen diese Überschreitungen richtet sich der Dilettantismus-Vorwurf derer, die fordern, man solle sich wieder auf das eigentliche Geschäft, die Literatur im engeren Sinne, die Interpretation, die Philologie beschränken und damit die Disziplinen – gewissermaßen – wieder disziplinieren.²⁷

Die Diskussionslinien führen quer durch das Fach, denn die einen sehen in der Entwicklung der Philologien zu Kulturwissenschaften deren große Chance und Rechtfertigung, während andere in der *Verkulturwissenschaftlichung* eine Aushöhlung des Fächerkerns und damit auch der Identität der *Älteren deutschen Philologie* befürchten. Eben dies würde – wie in den letzten Jahren zunehmend geäußert – bedeuten, dass die geisteswissenschaftlichen Fächer durch ihre Entdifferenzierung als Kulturwissenschaften – institutionell wie hinsichtlich ihrer fachwissenschaftlichen Profile – eher angreifbarer würden.

²⁵ Vgl. dazu etwa auch die Artikel zum Thema „Beschleunigung“, in: *Forschung und Lehre* 9/2003, S. 470-477; sowie Claudia Stockinger: *Langsamkeit. Überlegungen zur Zeit des Lesens*. Antrittsvorlesung an der Georg-August-Universität Göttingen am 10.12.2003.

²⁶ Vgl. dazu etwa Jan-Dirk Müller: „Neue Altgermanistik“, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 39 (1995), S. 445-453; ders. (Hg.): *„Aufführung“ und „Schrift“ in Mittelalter und früher Neuzeit*. Stuttgart/Weimar 1996 (Germanistische-Symposien-Berichtsbände 17); ders.: „Der Widerspenstigen Zähmung. Anmerkungen zu einer mediävistischen Kulturwissenschaft“, in: *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*. Hg. Martin Huber / Gerhard Lauer. Tübingen 2000, S. 461-481; Ursula Peters (Hg.): *Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150-1450*. Stuttgart/Weimar 2001 (Germanistische-Symposien-Berichtsbände 23); vgl. auch die Beiträge zur älteren deutschen Literatur in: Claudia Benthien / Hans Rudolf Velten (Hgg.): *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Reinbek 2002.

²⁷ Zur Debatte um kulturwissenschaftliche Orientierungen sei an dieser Stelle verwiesen auf: Hartmut Böhme / Klaus R. Scherpe (Hgg.): *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*. Reinbek bei Hamburg 1996; Ute von Bloh / Friedrich Vollhardt (Hgg.): *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 46,4 (1999): *Germanistik als Kulturwissenschaft*; Johannes Anderegg / Edith Anna Kunz (Hgg.): *Kulturwissenschaften. Positionen und Perspektiven*. Bielefeld 1999; Walter Haug: „Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft?“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 73 (1999), S. 69-93; dazu Gerhart von Graevenitz: „Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaften. Eine Erwiderung“, in: Ebd., S. 94-115; Walter Haug: „Erwiderung auf die Erwiderung“, in: Ebd., S. 116-121; Gerhard Neumann / Sigrud Weigel (Hgg.): *Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaften zwischen Kulturtechnik und Ethnographie*. München 2000; Peters (Hg.): *Text und Kultur ...* (wie Anm. 25); Benthien / Velten (Hgg.): *Germanistik als Kulturwissenschaft ...* (wie Anm. 25); Kathrin Stegbauer / Herfried Vögel / Michael Waltenberger (Hgg.): *Kulturwissenschaftliche Frühneuzeitforschung. Beiträge zur Identität der Germanistik*. Berlin 2004.

In welche Richtung sich die Mediävistik – sozusagen zwischen den Polen von Philologie/Rephilologisierung und Kulturwissenschaft – entwickelt²⁸, wird in der gegenwärtigen Situation auch nachdrücklich durch die Neuorganisation der Studiengänge bestimmt. Zumindest mittelfristig wird die Umstrukturierung der Lehre ihre Wirkungen auch in der Forschung zeitigen.

Ganz entschieden möchte ich in dieser Situation für eine solide philologische und literaturwissenschaftliche Grundausbildung in der germanistischen Mediävistik des B.A.-M.A.-Studiums werben. Diese stellt weit mehr als Kenntnisse des Mittelhochdeutschen, der Grammatik, der Sprachgeschichte, der Semantik, der Metrik, der Handschriftenkunde und der Literaturgeschichte bereit, weit mehr als positives Fachwissen, das wir abprüfen können, um disziplinäre Hürden zu erhöhen. Sie prägt die Kompetenz zum mikroskopischen Lesen und mithin ein Ethos der Genauigkeit. Sie stellt die Grundvoraussetzung dar für die Lektüre und Interpretation der mittelalterlichen Texte in ihrer eigentlichen sprachlichen, auch in ihrer handschriftlichen Gestalt. Nur über jene kann sich das Verständnis ausprägen für die historischen Veränderungen des Deutschen, die spezifische Schriftkultur des Mittelalters und die andere Medialität und Materialität.

Die Erfahrung der *Alterität*²⁹ mittelalterlicher Literatur und Kultur ist gebunden an die Kenntnis der älteren Sprache und die Fähigkeit, die mittelalterlichen Texte nicht nur oberflächlich, sondern auch in ihren Feinheiten zu verstehen. Im Studium der Germanistik bzw. des Faches Deutsch ist es die große Chance der Mediävistik, das Interesse für eine Sprache und Literatur zu fördern, die uns fremd geworden ist, aber doch zum *Eigenen* unserer Kultur gehört.³⁰ Insofern kann die Mediävistik Kompetenzen vermitteln, welche einen historisch reflektierten Umgang mit Kontinuitäten und Diskontinuitäten der Geschichte, mit dem kulturell anderen, mit Verschränkungen von Eigenem und Fremdem, mit der Überlagerung von Identität und Differenz ermöglichen.³¹ Das Studium der Sprache und Literatur des Mittelalters vergegenwärtigt exemplarisch Prozesse des historischen Wandels. Es trägt bei zur Wahrung unseres kulturellen Gedächtnisses und damit zum Verständnis der historischen Bedingtheit von Ordnungsmodellen, Wahrnehmungs- und Deutungsmustern der Welt, von Konstellationen von Herrschaft und Macht, von Formen der Konsoziation.

Der historische Erkenntnisprozess bedarf der Tiefenstaffelung. Sprache und Literatur sind hier gleichermaßen zu betrachten, denn wie die großen Themen und Stoffe der Literatur, wie zahlreiche literarische Muster, Gattungen, Motive und Mythen sich erst in ihrer historischen Perspektivierung, sozusagen in ihrer *longue durée*, erschließen, so lässt sich auch die Sprache nicht nur aus der Synchronie oder im Rückgang bis ins 18. Jahrhundert begreifen. Insofern ist es auch bezogen auf die Verankerung der Mediävistik in den neuen Studiengängen entscheidend, dass sie einerseits eng mit der neugermanistischen Literaturwissenschaft verklammert ist, andererseits aber auch mit der Sprachwissenschaft. Sie stellt eine Brücke zwischen beiden dar.

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte der deutschen Sprache vermag dabei die muttersprachliche Kompetenz ganz entscheidend zu vertiefen. Zugleich vermittelt die Beschäftigung mit der deutschen Literatur des Mittelalters komparatistische Kompetenzen, da jene nur in ihren Verschränkungen mit der gelehrten lateinischen Kultur sowie den sich ausdifferenzierenden verschiedenen volkssprachlichen Literaturen zu verstehen ist.

Angesichts der Erfahrung der *Alterität* mittelalterlicher Sprache und Literatur werden sich identifikatorische Lektüren der Texte, etwa Versuche, sich in die Figuren einzufühlen, ihr Handeln zu bewerten, weniger einstellen als auf dem Feld der neueren Literatur. Die historische Fremdheit mittelalterlicher Sprache und Literatur erhöht – so möchte ich pointieren – die analytische Distanz: Die Kompetenz zum literaturanalytischen Umgang mit den Texten ist in der Mediävistik daher wohl leichter auszubilden als an einer Literatur, die dem zeitgenössischen Verständnis näher steht. Es wäre eine Option, den Akzent im Rahmen einer mediävistischen Grundausbildung auf die Ausbildung dieser analytischen Fähigkeiten zu legen. Die Mediävistik könnte in dieser Perspektive entscheidend zu einer historisch differenzierenden und differenzierten Semiotik und Ästhetik und zur Historisierung von literaturwissenschaftlichen Leitkategorien wie Text, Autorschaft, Fiktionalität, Literarizität beitragen. Die genaue Arbeit an diesen Kategorien bricht kulturelle Selbstverständlichkeiten auf und wird kaum folgenlos bleiben für den Umgang mit den verschiedenen Theorieoptionen und Methoden. Hier wäre viel gewonnen, wenn die Studierenden gerade von mediävistischer Seite Hilfestellung bekämen, sich im Dschungel der Methoden und Theorien zurechtzufinden, in dem sie – so die vielfachen Klagen – oft die Übersicht verlieren.

²⁸ Vgl. dazu auch Peter Strohschneider: „Innovative Philologie?“, in: www.germanistik2001.de. *Vorträge des Erlanger Germanistentags*. Bd. 2. Hg. Hartmut Kugler. Bielefeld 2002, S. 901-924; ders.: *Hochschulreform und disziplinärer Wandel – Mutmaßungen über Zustand und Zukunft der Altgermanistik*. Manuskript 2004.

²⁹ Vgl. zu den verschiedenen Implikationen von *Alterität* den Beitrag von Christian Kiening in diesem Heft.

³⁰ Vgl. Ingrid Kasten in Verbindung mit Hans-Jürgen Bachorski und Hartmut Kugler: „Das eigene Fremde. Mediävistik und ‚interkulturelle‘ Kompetenz“, in: Jürgen Fohrmann (Hg.): *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 44,4 (1997): *Kompetenzen und Schlüsselqualifikationen*, S. 66-74.

³¹ Dies zumal, wenn man die Vorstellung von einem monolithisch christlichen Mittelalter verabschiedet und dagegen die Vielfalt und Widersprüchlichkeit der mittelalterlichen Kulturen, die Prozesse ihrer Konflikte, aber auch die Bewegungen des kulturellen Transfers und der Integration reflektiert.

Diese Kompetenzen wird man nur über eine solide Grundausbildung vermitteln können. Sie stellen sich nicht in einem oder zwei Semestern ein, sie sind nur in einem mehrstufigen Kursangebot aufzubauen, nicht in mediävistischen Crashkursen, welche das Angebot der Neugermanistik allenfalls arrondieren, ohne spezifische Leistungen im Studienverlauf zu erbringen. Entfällt das philologische und literaturwissenschaftliche Fundament und mit ihm das Grundlagenwissen, so wird die Vorstellung, die Mediävistik würde Studierenden eine fundierte Auseinandersetzung mit der ›Alterität‹ mittelalterlicher Sprache und Literatur bieten, zur bloßen Phrase. Verzichtet man auf die Vermittlung der genauen Kenntnisse der Sprache und Literatur und versucht, kulturwissenschaftliche Ansätze, die in den neueren Philologien diskutiert werden, – gewissermaßen im mediävistischen Schnelldurchgang – auf mittelalterliche Texte zu übertragen, läuft man Gefahr, bloß zu adaptieren und wird sich rasch dem dann wohl berechtigten Vorwurf der Beliebigkeit ausgesetzt sehen. Da auch die Neugermanistik wie die anderen Kulturwissenschaften Gender Studies und Medientheorie betreiben, wird man sich vielleicht umso mehr fragen lassen müssen, warum die Mediävistik in den verkürzten B.A.-Studiengängen nicht nur als Wahlmodul fungieren kann, ja, warum man sie überhaupt noch braucht.

Im Masterstudium könnte man die beschriebenen in der Bachelorphase grundgelegten Kompetenzen und Kenntnisse vertiefen und die Studierenden im Sinne einer mediävistischen Komparatistik weiter ausbilden. Zugleich würde es sich anbieten, jetzt – als Erweiterung der methodischen Reflexion – die Auseinandersetzung mit mediengeschichtlichen und kulturwissenschaftlichen Modellen zu verstärken. In diesem Zusammenhang müssten auch Text-Kontext-Relationen, d.h. die Frage nach der Einbindung von literarischen Texten in komplexe zeitgenössische Gattungs-, Diskurs- und Traditionszusammenhänge, besonders berücksichtigt werden.

V

Es erschien mir als eine institutionell und fachwissenschaftlich begründungsfähige Option, auf der mediävistischen Ausbildung der genannten Kompetenzen und Kenntnisse in den neuen Studiengängen zu beharren und zwar gerade gegen die vorab skizzierten Tendenzen der Ökonomisierung, der Forderungen nach Wettbewerb oder Kundenorientierung, sowie gegen einen vermeintlichen Anspruch auf höhere Effizienz, welcher sich in erster Linie an den Parametern der Beschleunigung, der Organisation und des outputs an Absolventen und Publikationen bemisst.